

Abschied von der Volluniversität?

Jede Hochschule muss ihre Fächerstrukturen neu ordnen und Schwerpunkte setzen

Peter Gaetgens

Die Hochschulen stehen im Wettbewerb – um die besten Köpfe, um die besten Ideen, um knappe Landesmittel, um ebenso knappe Drittmittel. Das Wettbewerbskonzept ist für den Hochschulbereich noch nicht so alt und in mancher Hinsicht noch recht unvollkommen. Dennoch ist inzwischen unbestritten, dass der Wettbewerb in und zwischen den Hochschulen erheblich dazu beiträgt, Leistung zu fördern, Qualität zu sichern und die Effizienz zu steigern.

Leistungs- und Qualitätssteigerung durch Wettbewerb im Hochschulsystem vollzieht sich vor allem über Schwerpunktbildung und Konzentration der einzelnen Hochschulen auf ihre Stärken. Angesichts der erheblich steigenden Studierendenzahlen, einer immer noch steigerungsbedürftigen Akademisierungsquote, der wachsenden Notwendigkeit, die Ausbildung nicht ausschließlich an einer künftigen wissenschaftlichen Tätigkeit der Absolventen auszurichten, der zunehmenden Differenzierung, ja Fragmentierung der Wissenschaften und schließlich der Kostenentwicklung muss Abschied von der bisher allgemeinen Vorstellung genommen werden, alle Universitäten könnten – im Sinne der klassischen *universitas litterarum* – für sich ein vollständiges Fächerspektrum mit all seinen Differenzierungen auf international konkurrenzfähigem Niveau anbieten. Die so genannte „Volluniversität“ im Sinne der klassischen fünf Fakultäten des Mittelalters war ohnehin niemals wirklich das durchgehende Konzept der deutschen Universitätsentwicklung. Insofern ist die Diskussion über den Begriff der Volluniversität auch etwas zu relativieren. Gemeint ist dennoch, dass die spezifische Profilentwicklung der Universität, z. B. durch interdisziplinäre Verknüpfungen oder inner-disziplinäre Schwerpunktentwicklung, die im Sinne der Wissenschaftsentwicklung zunehmend wichtig werden, ein wünschenswertes und strategisch wichtiges Element der Positionierung einer Universität im Wett-

bewerb sein kann. „Abschied von der Volluniversität“ darf aber nicht missverstanden werden als Verzicht auf einzelne Grundaufgaben der Hochschulen, also Forschung *oder* Lehre.

Jede Hochschule muss profil- und schwerpunktorientiert ihre Fächerstrukturen neu ordnen. Dabei kann es nicht nur darum gehen, auf einige „kleine Fächer“ zu verzichten; auch „große“ Fächer wie die Physik können im Einzelfall zur Disposition gestellt werden, sofern eine anders orientierte Schwerpunktentwicklung bevorzugt wird – jedenfalls kann es keine *conditio sine qua non* für eine Universität sein, über eine voll ausgebaute Physik zu verfügen. Dass ein Fach wie die Mathematik oder die Physik wichtig für andere Fächer ist und für diese Dienstleistungen in Lehre und Forschung erbringt, muss kein Grund dafür sein, einen entsprechenden Studiengang anzubieten oder für einen möglichst breit gefächerten Ausbau des Fachs einzutreten. Die Dienstleistung in Lehre oder auch in der Forschung könnte auch von einer kleinen Einheit oder einer benachbarten Hochschule erbracht werden. Ob eine Hochschule eine bestimmte Disziplin zu einem ihrer Schwerpunkte wählt, sollte allein davon abhängen, wie leistungsfähig ein Fach ist oder ob es für die künftige Ausrichtung der Universität strategische Bedeutung hat und insofern besonders gefördert werden sollte. Für die Beurteilung der Qualität gibt es eine Reihe harter und weicher Kriterien, die vor allem wissenschaftsgeleitet sein müssen.

Die Entwicklung des Profils der einzelnen Hochschulen durch ein spezifisch ausgebildetes Fächerspektrum findet derzeit noch zögernd statt, sie ist jedoch im Interesse der Erkennbarkeit unterschiedlicher wissenschaftlicher Programme und Studienangebote innerhalb des Hochschulsystems wünschenswert. Denn insgesamt wird sich ein zunehmender Differenzierungsprozess abspielen, der auch schon jetzt die Institution Universität nicht unberührt lässt. Hochschulübergreifend

muss der Prozess der Profilbildung selbstverständlich einer minimalen Koordination unterliegen. So darf es nicht dazu kommen, dass eine Schwerpunktsetzung dazu führt, dass einzelne Fächer – hier sind natürlich in erster Linie die „kleinen“ Fächer bedroht – gänzlich „aussortiert“ werden. Die Diskussion über die Koordination übergreifender Strukturplanungen für das Hochschulsystem der einzelnen Länder ist heterogen; oft werden spezifisch eingesetzte Expertenkommissionen beauftragt, hierfür ein Konzept zu erarbeiten. Letztendlich wird es darauf ankommen, dass sich Land und Hochschule im Rahmen von Zielvereinbarungen über die künftigen Schwerpunkte verständigen – wo dies unmittelbar wissenschaftlich relevante Bewertungen erfordert, sollte es primär immer Sache der Universität selbst sein, sich angemessen zu positionieren.

Die gegenwärtige Diskussion um „Spitzenuniversitäten“ zeigt mit aller Deutlichkeit, dass „Profilbildung“ einerseits und eine funktionale Vernetzung mit anderen starken Partnern auf den bevorzugten Feldern das Gebot der Zukunft ist. Keine deutsche Hochschule kann allein schon aufgrund ihrer finanziellen Ausstattung, aber vor allem auch aufgrund der fortgeschrittenen Differenzierung der Wissenschaften zum *global player* werden, wenn sie sich nicht auf bestimmte Felder konzentriert und sich dort mit anderen Partnern, Hochschulen, Forschungseinrichtungen usw. vernetzt.

Auch die in dieser Diskussion immer wieder angeführten amerikanischen Elite-Universitäten wie Harvard oder Stanford sind nicht auf allen Gebieten einsame Spitze, sie weisen aber eine größere Zahl herausragender Felder aus. Dies muss auch die Strategie der deutschen Universitäten sein: auf einigen Gebieten sehr gut zu sein und in einigen wenigen so exzellent, um mit den ausländischen Spitzenuniversitäten in der Forschung, im Wettbewerb um die besten Wissenschaftler, aber auch um die besten zu Studenten, bestehen zu können.



Prof. Dr. Peter Gaetgens ist Physiologe und Präsident der Hochschulrektorenkonferenz